

Post zugestellt, sondern über die SED-*Volkssolidarität* weitergegeben. Die Partei hatte somit eine Kontrolle über die Verteilung.

5 Prenzlauer Allee 50, Berlin NO 55 (Sowj. Sektor).

6 Wolhynien ist eine Landschaft in der nordwestlichen Ukraine.

7 Geschwister von Onkel Otto.

Rezensionen

Thomas Fischbacher und Peter-Michael Hahn (Hg.): Der erste „Baedeker“ von Berlin – Die Stadtbeschreibung von Johan Heinrich Gerken 1714-1717, Berlin: Lukas Verlag 2020, 333 Seiten, 46 Abbildungen, 30 €.

Der vorliegende Band wurde als Band 13 der Schriften zur Residenzkultur mit Fördermitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft von Mitarbeitern des Lehrstuhls für Landesgeschichte der Universität Potsdam zusammengestellt. Zwei von Johan Heinrich Gerken verfasste Manuskripte wurden erstmalig editiert. Die erste Handschrift – vom Autor als *Concept* bezeichnet – entstand in den Jahren 1714 bis 1716, die zweite umfangreichere Beschreibung schloss er 1717 vorläufig mit der Absicht ab, nach notwendigen Ergänzungen und der Suche nach Illustrationen einen Verleger zu finden, ein vergebliches Unterfangen. Niemand zuvor hatte die Residenzstadt Berlin so umfangreich und facettenreich beschrieben. Beispielsweise schilderte der Bericht über die Reise des Reichsfreiherrn Bodo II. zu Imhausen und Knyphausen von 1683 – vom Verein für die Geschichte Berlins als Heft 64 seiner Schriften 1989 publiziert – hauptsächlich die Sitten bei Hofe. Gerkens Erkundungen erfassten erstmals das gesamte damalige Stadtgebiet. Er vertraute in den drei Jahren seines Aufenthalts der persönlichen Inaugenscheinnahme und Befragungen. Höfische Bereiche und das Berliner Schloss blieben ihm ganz oder teilweise verschlossen. Die Herausgeber Fischbacher und Hahn edierten erstmals sowohl das *Concept* als auch die teilweise illustrierte *Beschreibung*. Grundlage waren die im Landesarchiv Berlin verwahrten zwei Handschriften, es gab aber im 18. Jahrhundert weitere Abschriften, die in den nachfolgenden Stadtbeschreibungen von Jacob Schmidt, Johann Christoph Müller/Georg Gottfried Küster und Friedrich Nicolai herangezogen wurden. Das Mitglied des Vereins für die Geschichte Berlins Emil von Siefert fertigte um 1913 vom *Concept* eine Kopie an, heute im Besitz der Zentral- und Landesbibliothek Berlin (B 118:11 Bl. 537r-651v.). Unser Mitglied Heinz Ladendorf benutzte 1935 für seine Monografie zu Andreas Schlüter das heute verschollene Gerken-Manuskript aus dem Besitz von Friedrich Nicolai.

Gerken bemühte sich um Wissenschaftlichkeit, indem er eine Bibliografie und Urkunden im Wortlaut hinzufügte. Er war bedacht, die Architektur der ihm bedeutsam scheinenden Gebäude zu beschreiben, offenbarte dabei aber Lücken im Wissen um Architektur und Ingenieurkunst. Die Edition seiner Texte umfasst mit den Anmerkungen der Herausgeber 252 Seiten, anschließend folgen ein Kommentarteil, die Bibliografie und ein Personenregister. Gerken bezeichnete sich selbst als „Fremdling“, weder Geburts- noch Sterbejahr wie auch die Herkunft und Einzelheiten seines Lebens sind bekannt. Er war nach eigener Bekundung bemüht, „den Ruhm von diesem prächtigen Berlin mit zierlichen Worten anmuthiger und zulänglich herauszustreichen. [...] Und gleich wie man von Cölln am Rhein sagen kann, daß solches das deutsche Rom sey, also man mit gutem Rechte von Berlin auch wohl sagen möchte, daß solches Teutsch-Paris sey.“ Wunsch und Wirklichkeit waren wohl damals wie heute nicht deckungsgleich, aber Gerken verdanken wir den Anfang der Berliner Stadtbeschreibungen.

Martin Mende

Stiftung Exilmuseum Berlin (Hrsg.), Ein Neubau für das Exilmuseum Berlin – Architekturwettbewerb 2020, 1. Auflage September 2020, 111 Seiten, Schutzgebühr 10 €.

Die vorliegende Publikation dokumentiert den Architekturwettbewerb für ein neu zu bauendes ‚Exilmuseum‘ an der Portalruine des Anhalter Bahnhofs in Kreuzberg. Zusammen mit den Ausstellungen der Stiftungen ‚Topographie des Terrors‘ und ‚Flucht, Vertreibung, Versöhnung‘ entsteht in dieser Gegend somit ein Dreiklang politischer Zeitgeschichte. Die Bahnhofsrue wird zum Sinnbild für die Flucht in die Fremde. An dem Wettbewerb beteiligten sich zehn namhafte Architekturbüros aus der ganzen Welt, die alle Erfahrungen auf diesem Gebiet besitzen, so dass hochkarätige Ergebnisse zu erwarten waren. Neben dem Gewinnerentwurf gibt es einen zweiten und dritten Preis sowie zwei Anerkennungen. Die anderen fünf Entwürfe werden ebenso vorgestellt, so dass die Lektüre des vorliegenden Werks zugleich ein Lehrbuch moderner Architektur ist. Der Leser kann die Entscheidungsfindung nachvollziehen, erfährt etwas über die sonstigen Leistungen der jeweiligen Büros und wird in die Lage versetzt, sich ein eigenes Urteil zu bilden.

Darüber hinaus ist das vorliegende Werk auch ein literarischer Genuss, denn alle Entwürfe werden mit Auszügen der Projektbeschreibungen den Stellungnahmen der Jury gegenübergestellt. Das Werk führt somit in die ‚Architektensprache‘ ein, vergleichbar dem Juristendeutsch oder der Medizinersprache, nur ungleich unterhaltsamer! Ein Entwurf ohne Bezüge zum Umfeld wird von der Jury anerkennend als „geschlossener Solitär“ bewertet. Ein anderer Entwurf versenkt die Ausstellung in den Untergrund und sorgt über Tage durch „Photovoltaik-Zellen“ als „erneuerbarer Energiequelle“ für Licht, was man sonst oberirdisch mit Fenstern erreichen würde. Die Jury lobt vornehm zurückhaltend die „Radikalität der Arbeit“ und die „Entmusealisierung des Themas“. Das Studium aller Entwürfe führt also zu der Erkenntnis, dass die Gewinnerin des Verfahrens, Dorte Mandrup aus Kopenhagen, den einzig sinnvollen, weil auch europäisch gedachten Entwurf vorlegt. Ihre Idee ist es, die beim mühevollen Abriss der Bahnhofshalle vorhandenen Millionen von Ziegeln zurückzuholen und für einen sanft geschwungenen Neubau hinter der Portalruine zu verwenden. Es entsteht durch den Baukörper und das Baumaterial ein Dialog zwischen Ruine und Neubau, zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Der Neubau wird höher als die Portalruine, steht respektvoll zurück und umfängt den Altbau mit einer beschützenden Geste. Die Erkenntnis aus den anderen Entwürfen ist, dass der geplante Bau höher als die Portalruine sein und die Ruine nicht in den Neubau integriert werden sollte. Solche Entwürfe überzeugen weniger. Dem Stiftungsvorstand, namentlich unseren Mitgliedern Bernd Schultz und André Schmitz, möchten wir an dieser Stelle zu der Entscheidung gratulieren!

Die Idee zu einem solchen Museum wurde vor zehn Jahren von der Literatur-Nobelpreisträgerin Herta Müller in einem Brief an die Bundeskanzlerin in die Welt gesetzt. Emigranten überlebten die Zeit des Nationalsozialismus und galten bis dahin nicht als Opfer. Herta Müller sah darin eine „Leerstelle in unserer Erinnerung“. Künftig wird im gegenüberliegenden, für 30 Millionen Euro umgebauten Deutschlandhaus unter anderem an die Geschichte der Heimatvertriebenen erinnert werden. Sie mussten an anderer Stelle unseres Landes neu anfangen. Auch die aus Deutschland Hinausgetriebenen fingen dort, wo sie landeten, neu an und befruchteten die kulturelle Entwicklung rund um den Globus. Beide Ausstellungen werden sich ergänzen, spannende Einsichten vermitteln und Bezüge zur Gegenwart herstellen. Es werden Orte des Besinnens auf gemeinsame Werte!

Manfred Uhlitz

Paul Enck, Gunther Mai, Michael Schemann: Die Familie Lüderitz – Geschichte und Geschichten aus drei Jahrhunderten, Köln: Hayit Medien 2021, 313 Seiten, 80 Abbildungen, 19,99 €.

Ausgangspunkt für das Buch war die Suche nach einer Fotografie des Arztes Dr. Carl Lüderitz (1854-1930), Erstbeschreiber der Peristaltik, einem lebenswichtigen Vorgang, der den Transport

der Nahrung durch den Darm ermöglicht. Drei Professoren fanden Gefallen an der Suche, woher die Familie Lüderitz eigentlich stammt. Sie sichteten analog oder digital unzählige Dokumente, Urkunden und Akten, identifizierten mehr als 100 Personen und verfassten eine Familiengeschichte der „Lüdis“ von 1700 bis in die Gegenwart. Zu Adolf Lüderitz, dem bekannten Kolonialisten aus Deutsch-Südwestafrika, konnten keine verwandtschaftlichen Verbindungen festgestellt werden. Da bei vielen Lüderitz-Recherchen der Fokus zumeist auf Berlin und der näheren Umgebung lag, gehen die Autoren auch anschaulich auf die Lebensumstände in der Stadt ein. So waren um 1800 in der Charité, dem Krankenhaus der Armen, uneheliche Geburten an der Tagesordnung. Der Tod eines Lüderitz im Arbeitshaus gab Anlass, über die Berliner Arbeitshäuser von 1710 bis zur Schließung der zehn Häuser in Rummelsburg zu berichten. Hier wurden in der Frühzeit neben Prostituierten vor allem Obdachlose, Bettler, Psychiatrie-Patienten und Arbeitslose untergebracht. Aufschlussreich ist die Beschreibung der Lehrlingsausbildung. Die Lehrlinge erhielten kein Gehalt, stattdessen mussten die Eltern häufig noch ein Lehrgeld zahlen. Ausbeutung war die Regel, erst 1891 wurde die Arbeitszeit für Jugendliche zwischen 14 und 16 Jahren nur in Fabriken per Gesetz auf zehn Stunden täglich begrenzt. Bei der Auswertung der Berliner Adressbücher war eine unterschiedliche Schreibweise der Namen zu beklagen, und die Bezeichnung ‚Witwe‘ galt auch für geschiedene Personen. Die häufigen Scheidungen bei den „Lüdis“ gaben den Autoren Anlass, über das Scheidungsrecht in Preußen zu referieren. Carl Lüderitz war auch 20 Jahre Armenarzt in Berlin, zuständig für alle armen Einwohner ohne Krankenversicherung (Anfang 1900 noch 85% der Bevölkerung). Mit Carl, der Malerin Elisabeth Poppe-Lüderitz (1858-1930) und Hermann (1864-1909), zeitweise Konsul des Deutschen Reichs in Casablanca, hatte der soziale Aufstieg der Familie Lüderitz seinen Höhepunkt erreicht. Wir verdanken dem Psychologen Paul Enck, dem Humanbiologen Michael Schemann und dem Historiker Gunther Mai eine Familienchronik, die zugleich deutsche Geschichte von drei Jahrhunderten widerspiegelt, sowie die Einrichtung des Carl Lüderitz Archivs bei der Deutschen Gesellschaft für Neurogastroenterologie und Motilität.

Martin Mende

Sebastian Panwitz, Hermann von Quast auf Garz. Leben und Wirken eines märkischen Rittergutsbesitzers. Hrsg. von André Schmitz (= Bd. 1 der Schriftenreihe zur Familie von Quast), Karwe: Edition Rieger 2021, 336 Seiten, 29,50 EUR.

Die Damen und Herren unseres Vereins besuchten Garz, sechzehn Kilometer südwestlich von Neuruppin, während einer Busrundfahrt zu den „Herrenhäusern im Ruppiner Land“ am 26. Oktober 1997. Das Gutshaus und der 4,5 ha große Gutspark waren zuvor vom Berliner Unternehmer Ulrich Weishaupt liebevoll und aufwendig restauriert worden. Uns interessierte hauptsächlich der mittelalterliche Wohnturm direkt neben dem Gutshaus, der bereits Fontane bei seiner Sommerreise durchs *Ruppinsche* im Juni 1864 beeindruckte: „Besser als irgend ein anderer alter Burg- oder Schloß-Bau, den ich in der Mark kennen gelernt habe (es sind ihrer nur wenige vorhanden), giebt uns dieser Garzer Turm ein Bild davon, wie der märkische Adel vor vier, drei und selbst vor zwei Jahrhunderten, wohnte und lebte.“ Fontane, später Ehrenmitglied unseres Vereins, fertigte eine Skizze des Wohnturms, die in dem vorliegenden Buch ganzseitig abgebildet ist. Der Feldsteinbau sei „höchst wahrscheinlich aus dem 14. Jahrhundert und war, muthmaßlich bis in die Zeiten nach dem 30jährigen Kriege, das Wohnhaus der Familie.“ Im Jahr unseres Besuchs hatte ein dendrochronologisches Gutachten den Bau tatsächlich auf die Zeit um 1400 datiert. Fontane lag also richtig! Zur Zeit seines Besuchs diente der Turm der Aufbewahrung des Familienarchivs derer von Quast, die dort ihren Stammsitz haben. Fontane geht nicht auf den Protagonisten des vorliegenden Buchs ein, sondern erwähnt seitenlang Albrecht Christoph von Quast (1613 – 1669), der im Dreißigjährigen Krieg zum brandenburgischen General aufstieg und „mit dem Degen in der Hand“ sein Glück

versuchte und „seine Familie zuerst glänzend in die Geschichte des Landes einführte.“ Der zweite Quast, den Fontane in seinen Wanderungen 1864 erwähnt, ist Wolf Friedrich von Quast (1769 – 1812), „wegen seiner tollkühnen Streiche kurzweg der ‚tolle Quast‘ genannt.“

Die Welt des Adels wurde von Fontane oft beschrieben. 1878 erschien sein erster Roman ‚Vor dem Sturm‘ als Porträt der preußischen Gesellschaft aller Stände zur Zeit der Befreiungskriege. Ort der Handlung ist ein fiktives Gutsschloss, Hohen-Vietz, im Oderbruch. Zwanzig Jahre später, 1898, erscheint ‚Der Stechlin‘, sein letzter Roman. Die Handlung rankt sich um das alte Adelsgeschlecht von Stechlin, das am Großen Stechlinsee im Ruppiner Land sitzt. Die Dialoge im ‚Stechlin‘ reflektieren die Gesellschaft an der Schwelle zum 20. Jahrhundert. Das bringt uns zu der Frage danach, was nach Ansicht Fontanes die Rolle des märkischen Adels zu Anfang und zum Ende des 19. Jahrhunderts gewesen sein sollte und ob es eine durchgehende Konstante gab? Der vom Dichter durchaus mit Sympathie geschilderte Adel lebte über das Jahrhundert unabhängig vom Aufstieg des preußischen Königs zum Deutschen Kaiser und unabhängig vom Aufstieg Berlins zur Millionenstadt nach wie vor auf seinen ländlichen Gütern. Die Häuser waren bescheiden, nicht prachtvoll, aber groß und gemütlich zum Wohnen eingerichtet. Sie wurden von der jeweils nächsten Generation übernommen, Möbel musste man nicht kaufen. Auch das Porzellan und die Tischtücher waren höchstens zu ergänzen und zu erneuern, sonst war alles vorhanden. Seine Vorfahren musste man nicht übertrumpfen, das wäre bürgerliches Geltungsbedürfnis gewesen. Auch beim Essen wurde nicht imponiert. Die Speisen waren ausgesucht, aber einfach das, was der Gutsbetrieb hergab. Die Speisefolgen waren auf notwendige Gänge konzentriert: Suppe, Fisch, Braten und Nachtisch. Die Suppe kam in einer großen Terrine und wurde entweder von der Anrichte oder vom Platz der Dame des Hauses aus serviert. Der Fisch war aus dem eigenen Fischteich und der Braten aus Wald und Flur. Der Nachtisch ergab sich aus dem, was der Garten oder die eigene Milchwirtschaft zur Verfügung stellten. Dazu trank man Rheinwein oder Mosel, nach Fontane das „nationale Getränk der Norddeutschen“.

Für den Herausgeber des vorliegenden Buchs, unser Mitglied André Schmitz ist es ein „Wunder“, dass Teile des Familienarchivs der Vernichtung nach 1945 entgingen und in das Brandenburgische Landeshauptarchiv gelangten. Dem Autor Sebastian Panwitz ist es gelungen, aus diesen bisher unveröffentlichten „Bruchstücken der Überlieferung“ das Leben und Wirken des weniger spektakulären Gutsherrn Hermann von Quast (1812 – 1888) wie in einem Puzzle rekonstruiert zu haben und damit ein Bild gutsherrschaftlicher Verhältnisse im 19. Jahrhundert zu zeichnen. Die meisten der zahlreichen Abbildungen der weit verzweigten Familienmitglieder dürften aus geretteten Fotoalben stammen. Der allseits bekannte erste preußische Denkmalkonservator Ferdinand von Quast (1807 – 1877) war ein Verwandter, der vermutlich mit Rat zur Seite stand. Da er gut mit Lenné bekannt war, kann man davon ausgehen, dass auch aus dieser Richtung Hinweise an den Gärtner Friedrich Höckendorf in Garz kamen, der mehr als zwei Jahrzehnte im Gutspark wirkte. Im vorliegenden Buch ist es gelungen, die fiktiven Schilderungen Fontanes mit Quellen von einem realen märkischen Gutsherrn des 19. Jahrhunderts zu untermauern. Durch Briefe der gemeinsam mit einem Bruder unternommenen *Grand Tour*, sowie weitere Dokumente wird der Leser auf eine Reise in das 19. Jahrhundert mitgenommen. Die im Buch wiedergegebenen Dokumente lassen es zu, sich ein eigenes Bild zu machen. Anmerkungen des Autors geben notwendige Erklärungen. Anrührend ist die Wiedergabe des letzten (und einzig erhaltenen) Tagebuchs, dem man die täglichen Aktivitäten im Todesjahr 1888 entnehmen kann.

Wenn man fragt, warum eine so ausführliche Besprechung eines märkischen Gutsherrn im Berliner Geschichtsverein seinen Platz findet, ist die Antwort, dass sich Stadt und Land nicht trennen lassen! Herrmann von Quast wurde in Berlin als Sohn eines preußischen Staatsbeamten und eben auch Rittergutsbesitzers geboren. Er diente sechs Jahre im Berliner Garde-Kürassier-Regiment

bis er als Rittmeister seinen Abschied nahm und sich auf seinen 1 100 ha großen Gutsbesitz in Garz, Damm und Gartow konzentrierte. Seit nunmehr 20 Jahren restauriert und verschönert André Schmitz die Gutsanlagen in Garz. Das Buch zeigt, dass es in Brandenburg nicht nur der Wiederherstellung der Gutshäuser und Parks bedarf, sondern auch der Wiederverdeutlichung ihrer geistesgeschichtlichen Bezüge! Dies erkannt zu haben, ist ein großes und Beispiel gebendes Verdienst von Autor und Herausgeber!

Manfred Uhlitz

Hanno Hochmuth, Paul Nolte (Hrsg.): Stadtgeschichte als Zeitgeschichte. Berlin im 20. Jahrhundert, (= Geschichte der Gegenwart, Bd. 22), Göttingen: Wallstein 2019, 359 Seiten, 29,90 €.

Der Band enthält eine qualifizierte Auswahl der besten Masterarbeiten, die im Studiengang *Public History* an der Freien Universität Berlin zur Berliner Stadtgeschichte in den zehn Jahren seines Bestehens entstanden sind. Paul Nolte (FU-Berlin) und Hanno Hochmuth (Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam) haben diesen Band konzipiert, der zwölf Beiträge enthält, die sich auf originelle und quellengestützte Weise mit innovativen Fragen zur Geschichte Berlins im 20. Jahrhundert auseinandersetzen und die Geschichte Berlins zugleich in aktuelle Debatten der zeitgeschichtlichen Forschung einbringen. Der Band mit dem Titel „Stadtgeschichte als Zeitgeschichte. Berlin im 20. Jahrhundert“ erschien im Spätherbst 2019 im renommierten Göttinger Wallstein-Verlag in der Reihe „Geschichte der Gegenwart“. Diese Reihe wird vom Potsdamer Zentrum für Zeithistorische Forschung herausgegeben, mit dem der *Public History*-Studiengang eng kooperiert.

Das breite Spektrum der Beiträge reicht von der Elektrifizierung der Berliner Straßenbeleuchtung um 1900 über den jüdischen Sport im nationalsozialistischen Berlin und die Berliner Nachkriegsgesellschaft bis hin zur Geschichte türkischer Migranten und neuer sozialer Bewegungen im West-Berlin der 1980er Jahre. Bei der Themenwahl fällt auf, dass urbane Prozesse nach 1945 sich auf den Westteil Berlins beschränken.

Die Herausgeber haben die Gelegenheit genutzt, um in einer umfangreichen Einleitung ‚Berlin‘ in der zeitgeschichtlichen Forschung zu verorten und damit einen eigenen Beitrag zur Geschichte der Geschichtsschreibung geliefert. Dem dient zunächst eine Einteilung der Phasen neuzeitlicher urbaner Entwicklung in Deutschland, der deutlichen Zäsur um 1914 und dem Abbruch der expansiven Urbanisierungsprozesse des 19. Jahrhunderts, die in eine langdauernde „Nachlaufphase“ urbaner Entwicklung mündete. Diese Prozesse wurden in Deutschland kaum zu Gegenständen der historischen Forschung – ihnen wurde einfach die Anerkennung als historischer Gegenstand nicht zuerkannt. Parameter zeitgeschichtlichen Forschungsinteresses wie sozialräumliche Dynamiken, Arbeit und Ökonomie, soziale Bewegungen und die Perpetuierung und Erneuerung früherer historischer Schichten finden ihren Niederschlag und Ausdruck in den Einzelbeiträgen. Im dritten Abschnitt der Einleitung gehen die Autoren auf die Institutionalisierung der Historiographie Berlins ein. Diese kompakte Einleitung ist lesenswert gerade für geschichtsinteressierte Laien, um größere Entwicklungslinien der Historiografie zu Berlin und damit größere Forschungszusammenhänge nachzuvollziehen.

Das Publikationsprojekt erhielt 2019 den *Wissenschaftspreis* des Vereins für die Geschichte Berlins. Gewürdigt werden sollten die Leistungen der jungen Autorinnen und Autoren, aber auch die Bedeutung des Gesamtprojekts *Public History* für die berlingeschichtliche Forschung.

Dr. Wolfgang Krogel

Helmut Zschocke: Der Werdersche Markt in Berlin, Vier Jahrhunderte deutsche Geschichte an einem Ort, Berlin: Peter Lang 2020, 138 Seiten, 19,95 €.

„Die in der Verlängerung der Französischen Straße auf das Berliner Schloss zulaufende Straße ‚Werdersche Markt‘ [...] erinnert kaum an einen ehemaligen Markt“, beginnt der Autor sei-

ne Geschichtsbeschreibung und erklärt im Folgenden, wo die verhältnismäßig kleine Straße und ihr Umfeld, wie die Friedrichwerdersche Kirche, die Bauakademie oder das neuerbaute Außenministerium, in Berlins Mitte zu finden sind. Aufschlussreich sind seine baulichen und architektonischen Ausführungen. Ebenso interessant ist, welche „wertvolle Bausubstanz“ dort im Laufe der Jahrhunderte durch die Abrissbirne vernichtet wurde oder ihr im besten Falle bis heute widerstand – zumindest teilweise. „Am Werderschen Markt und südlich davon drängen Großbauten, die ganze Straßenkarees beanspruchen, in die kleinteilige Siedlungsstruktur“, läßt Zschocke seine Leserschaft wissen. Er erinnert an einige Großbauten in Steinwurfweite der Werderstraße, des Werderschen Markts, hier insbesondere an die als „Baufreimachung“ begründete maßlos Grundstücke vereinnahmende Reichsbank. Die besten Geschichten allerdings beschreibt das Leben, so heißt es. Es ist dem Autor anzumerken, dass er ein Faible hat, historisch bedeutende Begebenheiten zu entdecken und sie mit ausgewählten Personen und ihren durchweg wissenswerten Lebensdaten zu verweben. Beispielsweise finden sich darunter: Eberhard von Danckelmann, vom kurfürstlichen Premierminister zum Häftling; Benjamin Raule, Brandenburg als Kolonialmacht? Hermann Gerson, der Kaufhaus-Pionier; Hjalmar Schacht, als Finanz-Autorität unantastbar? Arthur Nebe, Kriminalpolizei unter NS-Willkür; Martin Niemöller, evangelischer Protest im Dritten Reich. Das Wissen Helmut Zschockes um die Berliner Stadtgeschichte und die darin agierenden Personen hat sich zuvor schon in früheren Publikationen gezeigt. Er präsentiert mit der nunmehr vorgelegten Broschurausgabe ein handliches Buch mit vielen Schwarzweiß-Abbildungen, das durchaus als ‚Geschichten-Erzähler‘ beziehungsweise als ‚Orientierungshelfer‘ bei spannenden Entdeckungstouren dienen kann.

Mathias C. Tank

TXL. BERLIN TEGEL AIRPORT, Herausgegeben von Jürgen Tietz in Zusammenarbeit mit Detlef Jessen-Klingenberg, Zürich: Park Books 2020, Text Deutsch und Englisch, 248 Seiten, 232 Abbildungen, 38 €.

Dieser opulente Band erschien genau einen Tag nach der Schließung des Flughafens Berlin Tegel im November 2020 und wird vom Verlag als die „definitive Baumonografie der Berliner Architekturikone Berlin-Tegel TXL“ beschrieben. Der kompakte Flughafen ist – oder besser war – der einzige Hauptstadt-Flughafen der Welt, in dem man von der Vorfahrt bis zum Einstieg ins Flugzeug lediglich 32 Meter Fußweg benötigte. Mit seiner markanten sechseckigen Form, welche die gesamte Gestaltung bis ins Detail prägt und dem Prinzip des *Gate-checking* folgt, hat der Flughafen Tegel Luftfahrtgeschichte geschrieben und ist unbestritten eine Architekturikone der Nachkriegszeit. Zugleich beschied der Entwurf des Flughafens dem jungen Architekturbüro *Gerkan, Marg und Partner* in den 1960er Jahren einen fulminanten Start in ihr Berufsleben. Zusammen mit Klaus Nickels gewannen die gerade erst diplomierten Architekten, die bis dato noch keinen einzigen Bau fertiggestellt hatten, 1965 den Wettbewerb für den 1974 eröffneten Flughafenneubau.

Das großformatige Buch trägt, wohl um das ursprüngliche Farbkonzept des Flughafens aufzugreifen, einen poppig gelb-grün-roten Einband, der Lust auf mehr macht. Inhaltlich ist die Tegel-Monografie ungewöhnlich aufgebaut: Sie beginnt mit einem 74 Seiten umfassenden, unkommentierten Foto-Teil, in dem der Flughafen mit zahlreichen historischen und aktuellen Schwarzweiß- und Farbfotografien der 1970er Jahre aus dem Archiv des Architekturbüros *gmp* wunderbar und detailreich in Szene gesetzt wird. Allerdings vermisst der Laie hier erklärende Bildunterschriften. Im zweiten Teil wird der Flughafen und seine Geschichte in einem hervorragend illustrierten Essay des Herausgebers, des Berliner Publizisten und Architekturhistorikers Jürgen Tietz, gekonnt und kurzweilig in Szene gesetzt. Er geht mit erläuternden zeitgeschichtlichen Ereignissen über die Darstellung der reinen Baugeschichte des Flughafens hinaus und ordnet ihn in das damalige internationale Baugeschehen ein. Ungewöhnlich erscheinen die Vergleiche des

Autors, der neben Flughafenbauten auch Berliner Bauten aufführt, beispielsweise die ‚Rostlaube‘ der FU Berlin (Candilis, Josic, Woods), den Umlauftank der TU Berlin (Ludwig Leo) oder gar die Großsiedlung Siemensstadt (Hans Scharoun), die nichts mit Tegel gemein haben außer ihrer architektonischen Bedeutsamkeit. Dagegen leuchten Bauten Buckminster Fullers, etwa der US-Pavillon für die Weltausstellung in Montreal 1967, im Vergleich zum Prinzip des Dreiecks als konstruktiver Grundform durchaus ein. Den dritten Teil des Bandes macht die ausführliche Dokumentation eines Gesprächs von Jürgen Tietz mit den Urhebern, Meinhard von Gerkan und Volkwin Marg aus, die rückblickend sehr persönlich und offen mit der damaligen Bausituation im geteilten Berlin umgehen. Sie geben ihre damals noch fehlende Erfahrung preis, stellen Probleme während der Bauzeit dar und erinnern sich an Enthusiasmus und Akribie, mit denen sie und ihr junges Büro den Flughafen von den Zufahrtsstraßen bis zu den technischen Baueinheiten in allen Bauabschnitten entwickelt haben. Vor allem teilweise bislang unbekannte Baustellenfotografien und Pläne, die auch die gestalterische Ausstattung und Möblierung im Detail einschließen, machen diesen wichtigen Teil des Bandes zu einem Erkenntnis-Schmaus.

Zurecht wird dem ‚Gesamtkunstwerk Tegel‘, einem bereits unter Denkmalschutz stehenden Frühwerk der Hamburger Architekten *gmp*, die heute eines der größten Architekturbüros der Welt führen, dieser opulente und doch sehr sachliche Band gewidmet. Er vereint ein Stück Geschichte Berlins und architekturhistorischen Zeitgeist gleichermaßen. Ein wenig wehmütig blickt man auf „mein Tegelchen“ zurück, wie Berliner ihren Flughafen liebevoll nannten, und möchte den Band in der eigenen Bibliothek nicht missen!

Eva-Maria Barkhofen

Dieter Hoffmann (Hrsg.), Gustav Magnus und sein Haus, Diepholz: GNT-Verlag 2020, 264 Seiten, 93 Abbildungen, 29,80 €.

Das palaisartige Haus *Am Kupfergraben 7* befindet sich gegenüber der Museumsinsel, in enger Nachbarschaft zur Universität. Es ist ein barockes Wohnhaus mit besonderer historischer Vergangenheit. Erbaut um 1753 durch den Baumeister Georg Friedrich Boumann mit „einer doppelläufigen Freitreppe“ sowie einem „eingenischten korbbogigen Portal“. 1822 erfuhr es seine großzügige Erweiterung bis zur Dorotheenstraße. Bekannt wurde es erst durch Heinrich Gustav Magnus (1802 – 1870), der es 1840 erwarb. Zu diesem Zeitpunkt war der Sohn eines wohlhabenden Berliner Tuch- und Seidenhändlers bereits ein renommierter Naturwissenschaftler und wurde im gleichen Jahr in die Preußische Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Weithin anerkannt als Wissenschaftler, Hochschuldozent und Lehrbeauftragter, schrieb sein einstiger Student Werner (von) Siemens, dass Magnus ihm eine „neue, interessante Welt eröffnete.“ Dieter Hoffmann, der Herausgeber dieses kulturgeschichtlich-bemerkenswerten Buches, resümiert: „Gustav Magnus gilt so ganz zu Recht als der Stammvater jener bedeutenden Physikaltradition, die Berlin [...] zu einem Weltzentrum physikalischer Forschung machte.“ Über das Magnus-Haus schreibt Hoffmann, dass es bis heute „eine bauhistorische Bedeutung“ habe und „auch andere prominente bzw. zeit-historisch bedeutsame Bewohner“, wie der Theaterregisseur Max Reinhardt, darin domizilierten. Forschung und Technik begeisterten Gustav Magnus zeitlebens. Ihm verdankt die Fachwelt eine Vielzahl von Innovationen: das Magnus-Salz (1828), die Perjodsäure (1833), die Magnus-Formel (1844), den Magnus-Effekt (1852) und den Bau eines Geothermometers zur Messung der Wärme im Erdinnern. In seinem Privathaus ließ der engagierte Professor einen Hörsaal sowie später ein physikalisches Laboratorium für experimentelle Studien einrichten. Von 1842 an residierte hier das erste physikalische Institut Deutschlands. Hier versammelte er talentierte Studenten seines Fachgebiets um sich. Die Finanzmittel für das gesamte Inventar nebst technischer Ausstattung steuerte Gustav Magnus aus eigenem Vermögen bei. Zu seinen Studenten zählten neben dem erwähnten Werner Siemens auch Rudolph Clausius und Hermann von Helmholtz, um die drei

bekanntesten zu nennen. Das Magnus-Haus wurde 2020 von der *Europäischen Physikalischen Gesellschaft* zur *EPS Historic Site*, zu „einem Ort von besonderer physikhistorischer Bedeutung“, gekürt. Das Buch enthält eine Fülle lesenswerter Beiträge, die sich der Vita Gustav Magnus', seiner wissenschaftlichen Laufbahn und seinem Umkreis widmen. Die Beiträge sind in die zeithistorische Begebenheiten der Residenzstadt Berlin eingebunden. Dieter Hoffmann und sein Autorenteam präsentieren eine spannende Zeitreise in die Welt der Physik!

Mathias C. Tank

Barney White-Spinner, Berlin – The Story of a City, London: Simon & Schuster 2020, 528 Seiten, Karten und farbige Bilder, Gebunden 18€, TB, 13€, auch als ebook und Hörbuch (englisch). Wenn ein so bekannter Autor wie Barney White-Spinner, der historische Themen sowohl gründlich als auch lebendig und nachvollziehbar darzustellen weiß, sich des Themas Berlin annimmt, dann lohnt es sich, dies Buch anzusehen. Ziel dieses Buches ist es weniger, den einen oder anderen Aspekt der Entwicklung Berlins zu ergänzen oder zu vertiefen als vielmehr dem englischsprachigen Leser ein Porträt der Stadt Berlin und ihrer Entwicklung zu geben. Herausgekommen ist ein Band mit 450 Seiten Text fast 50 Seiten Dokumentation und Quellen sowie einer Reihe von erläuternden Karten und Bildern. Die Geschichte einer Stadt zu rekonstruieren, die von regionaler Bedeutungslosigkeit zu weltpolitischer Bedeutung aufstieg, als Hauptstadt des *Dritten Reichs* die Welt in Schrecken versetzte und mit der Teilung ein zentraler Ort des Kalten Krieges wurde, kann aus sehr unterschiedlichen Sichtweisen geschehen. Der Autor hat sich dafür entschieden, neutral wohlwollend, fair und nüchtern damit umzugehen. Er fragt: Wie soll man Berlin einordnen, als Hauptstadt Preußens oder des *Dritten Reichs* oder als Stadt mit einem eigenen Gesicht? Seine Sichtweise lässt sich so zusammenfassen: „Berlin mag nahezu 500 Jahre die Verwaltungshauptstadt Brandenburg-Preußens gewesen sein, aber es behielt immer seinen eigenständigen, rebellischen und respektlosen Charakter, es war nie eine ‚preußische‘ Stadt. ... Für mich war Berlin eine prägende Erfahrung. ... Ich lernte Berlin in den siebziger Jahren kennen und seitdem hat es mich immer fasziniert.“ (Zitat und folgende übersetzt vom Rezensenten).

Das Buch beginnt mit kurzen Kapiteln der Vorgeschichte, der Zeit als Berlin als Stadt noch im europäischen Rahmen wenig Bedeutung hatte. „Es machte den Eindruck einer landwirtschaftlichen Marktstadt, in der viele täglich die Stadt verließen, um in der Landwirtschaft im Umland zu arbeiten“. Mit dem Großen Kurfürst beginnt im ausführlicheren dritten Kapitel die Entwicklung Berlins als auch von Einwanderern geprägter Stadt. Das Moment der Einwanderung und der damit verbundenen kulturellen Mischung zieht sich immer wieder als roter Faden durch das Buch, bedeutet es doch immer wieder eine Skepsis der Bevölkerung gegenüber den Regierenden und deren Vorstellungen und Zielen.

Als dann Friedrich der Große die Herrschaft übernahm (Kapitel 4) war Berlin nach heutigen Maßstäben schon zur Großstadt geworden, aber die Stadt als solche war noch nicht mit anderen europäischen Hauptstädten vergleichbar. Das sollte sich nun ändern. Friedrich war mit den Worten des Autors „so rätselhaft als Charakter wie sein Vater, wenn auch ganz anders in seinem Stil und seinem Verhalten. Er war von der gleichen Entschlossenheit getrieben, Preußen zu etablieren. Aber für ihn bedeutete das nicht nur Preußen als Staat, sondern als die dominante deutsche Nation und als Rivale für das Habsburger Reich.“ In der Zeit nach Friedrich dem Großen blieb Berlin einerseits das Zentrum des Hofes, der Verwaltung und der Armee, es war andererseits eine Stadt voll von Ideen und Experimenten. Zunächst vermieden diese beiden Welten eine Kollision miteinander. Die kulturelle Entwicklung ging weiter. Aber dann kam es zur großen Demütigung durch die französische Besetzung. Deren Vorteil lag aber darin, dass danach die Reformen tätig werden konnten. „Berlin wurde von einer äußerst fähigen Gruppe von Leuten dominiert, die nicht nur die Stadt ändern würden, sondern die Bedingungen dafür schafften, Deutschland

als Nation zu schaffen.“ Dies zeigte sich auch im eisernen Kreuzberger Nationaldenkmal für die Befreiungskriege. „Eisen repräsentierte zunehmend Berlins Geist. Der König aß mit eisernem Besteck und die Berliner waren stolz, eisernen Schmuck zu tragen.“ Im danach folgenden Kapitel erfahren wir die politischen und kulturellen Widersprüche in der Zeit bis zur Reichsgründung 1871. Die Stadt wuchs verbunden mit der Industrialisierung zur Millionenstadt. Die schnelle Urbanisierung brachte Wohnungsnot und schlechte Lebensbedingungen aufgrund fehlender Infrastruktur und sozialem Elend und Armut. „Bismarck ist vielleicht die mächtigste und wichtigste Figur in der Geschichte Berlins nach dem Großen Kurfürsten.“ Kapitel sieben fasst dann die Entwicklung Berlins bis zum Ende des Krieges 1918 zusammen. Die kulturelle Entwicklung Berlins steht hier mehr im Vordergrund als der erfolgreiche wirtschaftliche Aufschwung. Die nationalistische Euphorie weiter Bevölkerungskreise zu Beginn des Krieges 1914 wird im Zusammenhang mit dem beginnenden Nationalismus nach der Reichsgründung gesehen. Die Zeit von 1918 bis 1933 wird im achten Kapitel dargestellt. Der Autor schreibt dazu: „Die zwanziger Jahre werden oft als Berlins goldene Jahre dargestellt. Es ist schwer zu verstehen, warum. Für die meisten Berliner waren sie bestenfalls eine kurze Pause in dem kontinuierlichen Elend seit 1914. Entweder sie selbst oder jemand aus der Familie hatte 4 Jahre an der Front gelitten, sie hatten Hunger, Krankheit, Kälte, Arbeitslosigkeit, Revolution, Unterdrückung und eine furchtbare Inflation erlebt, die ihre Ersparnisse und Erwartungen zerstörte.“ Die Zeit bis 1945 führte zu dramatischen Veränderungen für Berlin und dann zum Krieg. „Vorher war es darum gegangen, warum Hunderttausende von Berlin angezogen wurden, viele Künstler, Autoren und Denker von anderswo, die in Berlin den Ort sahen, wo sie sich entwickeln und *leben wollten*.“ Durch die Ereignisse nach 1933 wurde aus Einwanderung Auswanderung und Exil.

Von einem Buch über Berlin kann man nicht erwarten, dass es die Entstehung der Herrschaft der NSDAP in all ihren Facetten darstellt und analysiert. Der Autor konzentriert sich auf die Berliner Bevölkerung: „Es könnte scheinen, dass Berlin in den 1930igern ein gefährlicher Ort war. Das galt aber nur, wenn Du als Jude, Kommunist oder aus anderen Gründen vom Regime verfolgt wurdest. Für viele Berliner, auch wenn 70 Prozent nicht für Hitler gestimmt hatten, waren die Jahre von 1933 bis 1939 relativ stabil und erfreulich. ... Die Kriegszeit bis April 1945 führt zur Zerstörung der Stadt. Die Berliner erfuhren den Krieg durch Hunger, zunehmenden Terror von Gestapo und Polizei, schmerzliche Verluste und vielleicht am direktesten durch die britische und amerikanische Bombardierung.“

Mauerbau und Zusammenbruch der DDR teilen drei Kapitel, die insgesamt etwa 100 Seiten umfassen. Wesentliche Ereignisse in Ost- und West-Berlin schließen mit dem Fazit: „Um 1960 war das Zutrauen in die Zukunft für die West-Berliner zumindest teilweise wieder hergestellt. Für die im Osten kam es für die nächsten drei Jahrzehnte dem Fegefeuer gleich.“ In einem Kapitel geht der Autor ausführlich auf die Entwicklung in Ost-Berlin nach dem Mauerbau ein. Er beschreibt seine eigenen Erfahrungen als begleitender Offizier britischer Militärzüge zwischen Braunschweig und Berlin und als britischer Soldat in Berlin. „*Bei den vielen Malen, wo ich Ost-Berlin erkundete, dominierte das Gefühl von Trauer und enttäuschten Lebenswegen, derer, denen Möglichkeiten genommen waren... Warum dachten wir, mussten die Ost-Berliner das ertragen?*“ Das letzte Kapitel behandelt die Zeit der Wende und die entstandenen sozialen Spannungen. „Wird das Berlin ändern? Es wäre schade, wenn es so wäre. Der Charakter dieser Stadt hat sich als bemerkenswert resilient erwiesen.“

White-Spinner bereichert uns mit einem Blick von außen: Er begleitet uns auf einer Reise, neu über Berlin und seine Geschichte zu reflektieren. Jedes Kapitel folgt einem roten Faden und erzählt auf der Basis von handelnden Personen und Zeitdokumenten sowie persönlichen Erlebnissen. So entstand eine sehr lebendige Geschichte!

Wolfgang Pfaffenberger